Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 23

Artikel: Der wunderliche Berg Höchst

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642786

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 23 - 25. Jahrg. | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern | 8. Juni 1935

Ausgiessung des Geistes.

Von Carl Friedrich Wiegand.

Aus dem tiefen Schoss der ewigen Gnade
Stieg ans Ufer schimmernd die Myriade
Der Erweckten aus dem blauen Meer . . .
Sterne sind in unsre Nacht gefallen,
Unsre Erden leuchten von Kristallen,
Doch der Himmel hat der Sterne mehr . . .

Seelen aller Ewgen sind entsiegelt,
Frohes Leben aufwärts blickend spiegelt,
Seine Augen in der Glorie Kranz.
Wo die grosse Sonne tags verweilte,
Blinkt das Licht, das tausendfach zerteilte,
Füllt die Nacht, zerstäubt, mit ewigem Glanz!

Ist kein Berg heut ohne steile Kerzen,
Ist kein Tal, es glüht in seinem Herzen,
Ist kein Auge, das nicht wonnig gleisst . . .
Licht steht in des Waldes reiner Quelle,
Und des tiefsten Meeres tiefste Welle
Wiegt sich schimmernd wie in Gottes Geist.

Der wunderliche Berg Höchst.

Roman von Alfred Huggenberger.

Copyright by L. Staackmann Verlag G. m. b. H., Leipzig. 1

Bauer, der du den Grund bebaust,
Dir ziemt, daß du dem Grund vertraust!
Du bist der Baum, bist Erde und Stein,
Du bist gewesen, du wirst sein.
Der Rennwagen, der vorüberstöhnt,
Das Fluggetüm, das die Stille höhnt,
Dein Einsamsein ertöten sie nicht,
Schon trägt der Acker sein altes Gesicht.
Aehren knistern, die Lerche steigt.
Drüben die Heimstatt, sie sonnt sich, sie schweigt.
Bauer, der du den Grund bebaust,
Dir ziemt, daß du dem Grund vertraust.
Ob Städte verwelken, ob Reiche vergehn,
Du wirst unter blühenden Bäumen stehn.

Vorspruch.

Der Berg ist kein Berg in den Augen des Felsenkraxlers. Er ist nur ein bescheidener Vasall des fernen Schneekönigs, eine seiner gegen das verflachende Hügelland hinaus vorgeschobenen Trutzburgen. Sein Wintermantel schmilzt manchmal schon in den ersten Maitagen bis auf ein paar schmutzige Muldenreste zusammen, und er schielt mit heimlichem Neide nach den gleißenden Schneekuppen hinüber. Doch wie denn kleine Vasallen oft um so größere Tyrannen sind, so hat der Berg seinen klingenden Namen Wetterstuhl keineswegs um seiner übergroßen Freundlichkeit willen bekommen. Im Volksmunde heißt er zwar kurzerhand „der Berg", oder, wenn man ihm die verdiente Ehre antun will, „der Höchst". Denn das soll gesagt sein, von seinen Nachbarn reckt keiner sein Haupt so hoch wie er in die Bläue hinein. Dem nahen Belserruck, der ihm vor Jahr und Tag noch vor der Sonne gestanden, ist vor lauter Hochmut der Gipfel entzweigeborsten. Auch das Mühlhorn und der hochnasig wie zu einem verschmähten Freier zu ihm herübergaffende Frauenberg können sich an graulichen Steilschluchten, an jähen Felsstürzen nicht mit dem Wetterstuhl messen. Aber es birgt auch keiner so schöne, treue Bergheimaten in seinen Tobeln und Windschutzfalten, keiner trägt auf so hoher Warte ein Dorf, ein richtigbeschaffenes Dorf. Es ist gleichsam auf seine Altane hingestellt. Ach, es haben auf der schmalen Rampe nur wenige Heimstätten Platz, und auch diese blicken sich zu Zeiten scheel an, weil jede der andern den Baugrund mißgönnt, das Vorgärtchen, den Wiesenhang, um den der seinige zu klein hat bleiben müssen. Gleichwohl ist der Berg stolz auf sein Dorf Guldiswil und auf dessen stattliches Wirtshaus zur Bergstube. Er trägt Sorge zu den schmalen Heimwesen; keinen Erdschlipf oder Felssturz läßt er auf Garten und Straße gleiten, am wenigsten auf das letzte Haus unterm Ahornwald; denn er weiß wohl, dieses winzige Schulhäuschen schafft es fast allein, daß die letzten zähen Bauernmenschen noch immer zu ihm

halten. O wie viele sind abtrünnig geworden in den bösen Jahren, da ihnen die Fabrik im Tale das bißchen Heim- und Winterarbeit wegstahl! Wie manches liebe Heimeli an der Sommerhalde gegen den Steinigfluß hinab ist verlassen und geschleift worden! Dicker Wildwald tut sich wohl auf dem Grunde, der vordem Stuben und Kammern trug. Die einst so sonnenvergnügten Hausäckerlein und Weidelehnen müssen ihren Tag im tiefen Waldschatten verdämmern.

Menschen haben den Wald wieder gepflanzt, Nachfahren derer, die ihn vor Zeiten ausgereutet. Er soll das böse Wasser aufhalten und zähmen helfen, die Steinig, vor der die Talleute bis weit in die Ebene hinaus so oft in Furcht erzittern mußten. Der Berg hat mit Groll zugesehen, wie man in seine Wangen neulich Gestäude und Fichtengewurzel eingrub. Er hat dem zierlich in Reih und Glied aufsprossenden Jungholz mit Schneelasten und Schloßenwurf arg zugesetzt. Doch weil er nun einmal ein wunderlicher Geselle ist, der sich selber manches Rätsel aufgibt, hat er die vielzerzausten und oft geknickten Tännlinge doch je und je in einer guten Stunde wieder geliebkost und mit dem Troste seines geheimen Wohlmeinens aufgerichtet, bis daß sie sich übereins zu Kraft und zu fröhlicher Widerstandslust heraufgemüdet hatten. Ja, das hat der Berg getan. Man kann lächeln darüber, wenn man weiß, mit welch schwerem Leid er die eingeborenen Menschenkinder von seiner Sommerhalde scheiden sah. Aber man muß auch bedenken, daß der Wald seine erste, grüne Liebe war. Die Menschen sind erst nachher zu ihm gekommen. Wie hat er diese seltsamen Erdkreaturen, die an seinen zahmen Lehnen, auf dem Windruck, in der Bärenhöhle Heimat nahmen, anfänglich mit Mißtrauen, ja mit böser Haßfreude verfolgt — und wie schnell hat sich der Unberechenbare an ihr Tun und Wesen gewöhnt! Wie viel Kurzweil hat er bald gefunden an ihrer Einfalt, an ihrer schlauen Erwerbsfreude, an ihrer großen Unbeholfenheit! Ja, sie sind ihm ans Herz gewachsen in der langen Zeit, das ist seine Schwäche und seine liebe Not. Und eben darum gibt er ihnen mit Fleiß viel, viel Saures zu schmecken, er weiß, daß sie das Süße nachher nur um so freudiger mit allen Sinnen zu erkosten und auszutrinken vermögen. Der Fremdling kann den Berg von sieben Seiten her siebenmal ersteigen, ohne von ihm auch nur soviel zu erfahren, wie das unmündige Kind, das am Rand des Schürliholzes Anemonen pflückt.

Der Berg kann hart sein, aber er kann auch lächeln. Er kann arme Stuben unter der Windschneide zu guter Zeit mit einem Glanz erfüllen, der wie aus treuen Augen ist. Er kann ein verwettertes Einödhaus in heller Sommernacht so förmlich in seine Arme nehmen, er kann es so sichtbarlich mit seiner Liebe umgeben, daß das Wissen um Sturm und Ungemach wie ein verlorener Hauch von ihm abfällt. Mögen auch die, die er hegt und nährt, die mit ihm verwachsen sind, in ihrem Wesen oft klein und zugedeckt erscheinen, nicht geschickt, mit Gebärden groß zu tun, sie sind doch an der Kraft des Berges gewachsen. An seinem Schweigen, an seiner Gewalttätigkeit, an seiner Gnade. Viele von ihnen sind groß in ihrer großen Gelassenheit allem Süßen und Schweren gegenüber.

Wenn der Frühling im Grasgarten des Gfirsthöfleins steht und nach den drei Heimaten auf der Pfandegg hinübersieht, dann überwältigt ihn oft ein großes Staunen über die Wunder, die er selber hüben und drüben in wenig Tagen gewirkt hat. Er weiß nicht mehr, was er tut, er dreht sich wie närrisch im Kreise herum, und die Menschen, die das sehen, junge und alte, ja selbst das trockenste Bäuerlein, alle müssen sie mittanzen, jeder an seinem Ort, manche wohl nur im Geiste, viele aber mit Leib und Blut; und das sind vorab die jungen Mädchen, die dann nachher ohne Garn spinnen können, wie das Sprüchlein geht. Wie lange haben sie in den kleinen Stuben gesessen und zugesehen, wie der Frühling mit dem Bergwinter Schlachten schlug. Oh, der Kampf war so hart und wollte so gar kein Ende nehmen, daß sie jetzt wie von einer Sünde befreit in den Tag hinaus laufen möchten.

Es wäre für den Berg eine lächerlich kleine Sache, seine Getreuen reich an Gut zu machen; er tut es nicht, er läßt sie wohl auch weiterhin den Weg der Sorgen gehen. Warum hätte er sonst dem klugen Mann die Hilfe versagt, der vor Jahr und Tag den mächtigen Goldstollen in das Nagelfluhgestein hineintrieb? Warum hätte er ihn derart mit Blindheit geschlagen, daß er, kaum noch um die Breite einer Hand von der gelben Erzader entfernt, sein Mühwerk mit einem schweren Fluche aufgab? Es war ja vom Guten, denn nun konnten auch die vom Goldfieber erfaßten Wunn- und Weidbäuerlein gemach wieder heil werden. Noch heute weiß es jung und alt: der Kern des Berges ist Gold. Aber man weiß auch, daß jede Hand, die danach graben möchte, durch den Fluch des fremden Mannes gebannt ist, und daß der Schatz nur durch ein Zufallsglück gehoben werden kann. Wie manches krummgewerkte Mütterchen hat sich im Tieftraum mit einem schweren Goldklumpen im Schurz den Schluchtpfad ob dem Stollen hinaufgemüht. Bleischwer ist ihr die Wunderbürde geworden, doch ihre Welkheit hat standgehalten. Nun wird dann die große Zeit wie ein Held über Not und Sorgen wegschreiten. Nur für die wenigen Auserlesenen, die im Liebeskreis ihrer Seele daheim sind, gibt sie die letzte Kraft ihres verrinnenden Lebens her. Der verblühten Tochter soll spät das Brautgut werden, das sie schön und begehrenswert machen wird, dem Sohn die heißumwünschte Alpweide im Windschutz, und dem vom Felssturz erschlagenen Mann ein Grabstein auf dem Friedhofe zu Steiniggrund. Oh, auch der Heimgegangene hat vielleicht in seiner jungen Zeit, wenn er im Düstertobel nach seltenen Schattenblumen suchte, plötzlich einmal schier unbewußt mit gepfeiltem Blick in eine Gesteinsspalte hineingezündet. Und der Berg ist lächelnd hinter ihm gestanden: „Heute nicht! Du wirst finden, wo du nicht suchst ...“

Die Verlobung.

Hannes Fryner steigt gemessenen Schrittes durch die föhnige Frühlingsnacht gegen den Kirschgartenhof hinab. Nur ungern hat er vom Heiletsboden aus den Umweg über das Höflein zur Wehrtanne gemacht; aber der dürftige Fußsteig durch das Bärentobel hat seine Tücken. Er läuft sogar ein gutes Stück hart am Rande der Bärwand hin, die kirchturmtief in die Bachschlucht abfällt. Wer auf Freiersfüßen geht, wählt doch lieber sichere Pfade.

Ja, auf dieses Ziel ist der späte Abendgang eingestellt: Hannes Fryner hat hinter seine kleinen Pläne und Ent-

täuschungen einen Punkt gesetzt, er will die Ros Amstein vom Kirschgarten heute in allem Ernst und mit aller Gelassenheit vor Ja und Nein stellen. Die Sache ist reiflich erwogen und überdacht. Verliebtheit plagt ihn nicht. Die Ros könnte hübscher sein, das gibt er sich zu. Aber man lernt sich in der Welt bescheiden; und ein rechtgewachsenes Weibsbild ist das Kirschgartenkind immerhin. Gewiß. Und daß sie in Sorgen und Armsein aufgewachsen, ist kein Fehler; in einen Honighafen kann er eine Frau auch nicht setzen, wenn auch im Hause zur Quell auf Heiletsboden bessere Stuben sind, als in mancher andern Bergheimat. Dazu hat die Ros schaffen gelernt, keine Arbeit ist ihr zu viel. Sie mäht an der steilsten Halde, sie trägt auch Heubürden ein, wenn am Berg ein Wetter heraufzieht.

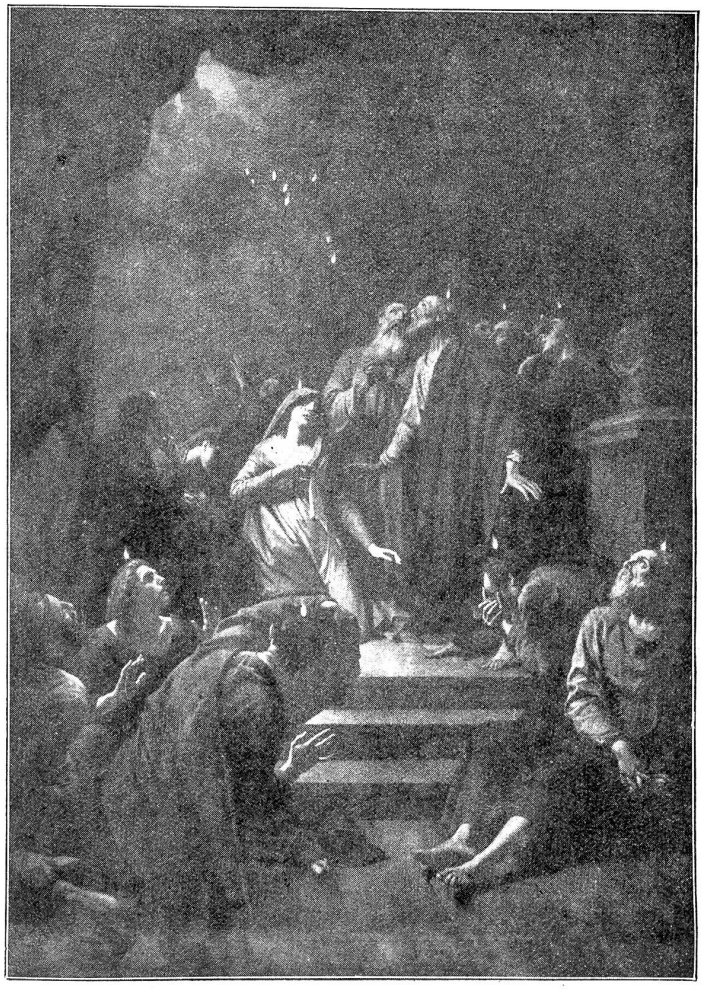
Und dann blinkt da zuhinterst im Herzen noch ein winziger Hoffnungsschimmer: wäre es nicht möglich, daß ihm Rosens Oheim, der Wehrtanner, endlich den Wald zu kaufen gäbe, das längstbegehrte Brockenholz, das fast unmittelbar vor dem alten Frynersitze zur Quell wie eine schwarze Mauer aufsteigt? Das ist eigentlich, wenn er es sich auch hartnäckig wegleugnet, der tiefere, nein der einzige Grund, warum er trotz einer gewissen Abneigung immer wieder einmal an die Ros gedacht hat ...

Den Ausschlag hat in der Sache schließlich der unverfrorene Korb gegeben, den ihm das Schürbach-Lieseli am vergangenen Sonntag erteilte, die hübsche Liesel Kämpf, die hin und wieder im Wirtshaus zur Bergstube aushilft. Er hat sie spät am Abend heimbegleitet und die günstige Gelegenheit zu einer ernsthaften Werbung ausgenützt. Was hat ihm die Liesel zum Bescheid gegeben? „Du, Hannes, wenn es dir ernst ist, so wirst du dich ja schon noch so ein stucker sechs, acht Jährlein gedulden können. Sobald es dann einmal bei mir aller Tage Abend wird und mir kein anderes Glück mehr offen steht, als da oben in der Rüüchi, auf unserer Hogerwelt alt und grau zu werden, dann wirst du mir lange nicht der Letzte sein; ich will mir dich notieren." Er hat darauf gleich mitten im Gehen den Schritt angehalten und ihr die Hand hingestreckt. „Hab kurze Zeit! Um eine, die das Daheimsein in einem guten alten Berghaus verachtet, laß ich kein Herzeleid in mir groß werden."

In jener Nacht hat er es ausgeheckt, ganz vom Unmut und vom verletzten Berglerstolz beraten: Jetzt mach ich das, was mir der Verstand schon lang angegeben hat, jetzt heirat ich die Ros! Schön oder nicht schön! So ein hochnasiges Tüpfi aus dem Schürtobel soll nicht glauben, daß ihretwegen die Welt stillsteht."

Aber der Zornbeschluß hätte wohl noch manchen Aufschub erfahren, wenn nicht am andern Tag etwas Unerwartetes eingetreten wäre. Gleich nach dem Mittagessen ist der Wehrtanner Urech Leu herübergekommen und hat ihn mit knappen Worten gefragt, ob er, Hannes, nicht so freundlich sein möchte, seinen spätgeborenen Sohn Otto am nächsten Sonntag in der Kirche zu Steiniggrund als Götti aus der Taufe zu heben. Als Taufgotte habe seine Schwestertochter, die Ros vom Kirschgarten, zugesagt.

Es gab da nicht viel zu reden. Gewiß, Hannes Fryner durfte es dem angesehenen Nachbarn hoch anrechnen, daß



Ausgiessung des Geistes. Nach einem Bilde von Adrian van der Werff.

er ihm die Ehre antat. Nach dem eigentlichen Beweggrund der Auszeichnung brauchte man ja nicht lang zu suchen: Urech Leu wußte gut genug, wie es auf dem Heiletsboden stand. Alte Behäbigkeit, schöner Bauernsitz. Drei Tagwerke wohlgelegener Hauswiesen. Dann die gute Sommerweide unterm vordern Brockenwald, spätgrün, aber dafür in der Sommertrockene standhaft. Vom Heilbrunnen im nahen Ranft nicht einmal zu reden, für den doch immerhin, wenn er auch etwas in Vergessenheit geraten ist, noch mancher Bergbauer ein gutes Kartoffeläckerlein hergäbe. So ungeschickt ist Urech Leu nicht, daß er seinem Schwesterkind das gute Versorgtsein hätte mißgönnen mögen, abgesehen davon, daß auf dem Kirschgarten noch vier jüngere Kinder nachwachsen.

Hannes Fryner hat nur eine Bedingung gemacht: „Es ist alles recht, es paßt mir gut, und ich tu Euch den Dienst mit Freuden, nur will ich vorher noch aus dem Wunder kommen, ob die Ros nicht allenfalls schon einen andern im Kopfe hat. Wenn das so wäre, so wollte ich mich nicht unnütz in der Leute Mäuler bringen, weil es doch nachher heißen würde, ich hätte mich bloß derhalben als Götti herzugetan, damit ich bei der Gelegenheit zu einer schaffigen Frau käme." Der Wehrtanner hat da nichts einwenden können. „Gut — wenn die Ros nein sagt, so bist du aus der Sache, da legt halt ein anderer an deiner Stelle am

Sonntag den Bratenschwenker an", gab er zur Antwort. Daß er dabei ein Lächeln hinter den Stockzähnen verbarg, hat Hannes nicht bemerkt. —

Der Freier ist jetzt bei der dicken Spechtbuche angelangt, dem Grenzbaum zwischen Urech Leus Ortwiesen und dem zum Kirschgarten gehörenden lockern Tannengehölz. Er überlegt einen Augenblick und setzt sich dann auf das an den Stamm gelehnte Rastbänklein. Besser zu spät, als zu früh; man hat es in solchen Dingen gern, wenn nicht mehr als vier Augen sind. Die Ros wird schon warten, sie weiß, daß er kommt. Er hat gestern eine Talfahrt gemacht und beim Aufstieg den Weg durchs Bärentobel genommen; sie hat im kleinen Baumgarten abgesägtes Dürrholz zusammengelesen, und er hat ihr mit ein paar knappen Worten Bescheid getan, den Grund seines Besuches allerdings verschweigend.

Es ist nicht immer vom Guten, wenn ein Freier Zeit zum Ueberlegen hat. Der Volksmund sagt:

Ein Freier, der an Zweie denkt,
Der hat den Karren lätz gerenkt.

(Fortsetzung folgt.)

Pfingsten.

Von Fritz Kocher

Das ist der heilige Geist des Lebens,
Ueber Land und Herzen ausgegossen;
Nun kämpft allnächtens der Sturm vergebens,
Da tausend Knospen und Küsse sprossen.

Im milden Wind ist Rauschen und Rinnen,
Als schöpfte die Luft aus tiefen Bronnen, —
Es harren mit beseelten Sinnen
Die Herzen auf undenkbare Wonnen.

Von allen tränenvollen Stunden,
In die sich gefangene Jugend gerettet,
Von aller Sehnsucht, die gebunden,
Von allen Wünschen, die gekettet,

Von scheuem, süßem Lebensverlangen
Sinken die Bande, sinken die Hüllen,
Denn der Frühling wird alle bangen,
Wartenden Seelen mit Sonne füllen!

Der Glaube an Pfingsten.

Von Dr. Fritz C. Moser.

Die Ereignisse zwischen Karfreitag und Pfingsten sind in ihrer Wirkung auf das menschliche Herz die nachhaltigsten und tiefsten. Als Christus am Kreuz gestorben war, verbrachten die Jünger Tage in tiefster Verzweiflung und Not, von der Enttäuschung gepeinigt. Aber am dritten Tage auferstand der Herr von den Toten und erschien während vierzig Tagen mehrmals den Jüngern. Christus kehrte nicht mehr ins Leben zurück, wie seine Jünger gehofft hatten, sondern er zeigte sich als der von Gott Erhöhte dem Menschengeschlecht. Die Jünger verstanden es auch als göttliche Gnade, als Neues und Unvorhergesagtes und als Tat Gottes.

Als die Jünger den Herrn am Tage der Himmelfahrt fragten: „Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel?", weil sie den Anbruch der neuen Zeit, des ewigen Friedens und das Reich Gottes auf Erden von ihm erhofften. Da antwortete ihnen Christus: „Es gebührt euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat; sondern ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, welcher auf euch kommen wird und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde." Alsbald ward er aufgehoben gegen den Himmel und eine Wolke nahm ihn von den Menschen weg.

Die Jünger lebten im Glauben an den Geist Gottes, der bald kommen und über sie und die Gläubigen ausgegossen werde. Sie waren durch die Ereignisse der vierzig Tage, den Tod des geliebten Herrn und Meisters, seine Erhöhung, die Erscheinungen, und durch das tiefe Erlebnis der Himmelfahrt Christi in einen Zustand erhöhter Empfindsamkeit gelangt, der sie übernatürliche Zusammenhänge verstehen und diese sichtbar werden ließ. Als darum am Tage von Pfingsten viel Volk in Jerusalem zusammen kam, um den Tag der Gesetzgebung Moses auf dem Berg Sinai zu feiern, da lobten und priesen die Jünger Gott mit Zungen, eingedenk des Wortes Christi, daß sie zeugen sollten bis an das Ende der Erde von dem Messias und Herrn. Der Evangelist Lukas, ein Schriftsteller von epischer Wucht, dem das Herz brannte, zu künden wie wirksam das Wort Gottes auf Erden sei und wie die Völker alle ihm anhangen, erzählt uns das Pfingstereignis nach Martin Luther wie folgt:

„Und als der Tag der Pfingsten erfüllt war, waren sie alle einmütig beieinander." Es waren die Jünger und die Verwandten Christi, sowie einige gläubige Juden. Und er fährt weiter: „Es geschah ein Brausen vom Himmel wie von einem gewaltigen Winde und erfüllte das ganze Haus, darin sie saßen. Und es erschienen ihnen Zungen, die sich zerteilten wie von Feuer, und es setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen. Sie wurden aber alle voll des heiligen Geistes und fingen an mit andern Zungen zu predigen, nach dem was der Geist ihnen eingab auszusprechen." Die Jünger priesen also Gott mit Zungen, sie redeten in Lauten, die den Lobpreis Gottes bedeuteten, welche verstanden wurden von allen. Dieser Zustand religiöser Verzückung, bei dem das wache Bewußtsein zurücktritt, ist auch in der modernen Gemeinschaftsbewegung, in den Pfingstgemeinden aufgetreten. Durch diese Mystik läßt sich der Mensch zum Werkzeug Gottes machen und spricht den Lobpreis Gottes aus, ohne selbst eine Auslegung dafür zu besitzen, aber er wird von den Zuhörern verstanden. Auch die Zuhörer der Jünger, es werden hellenistische Juden, die in Jerusalem ansässig waren, gewesen sein — Libertiner, Kyrener, Alexandriner, Cilicier und Asiaten —, Lukas nennt eine ganze Völkerkarte damals bekannter Nationen, verstanden das Reden in Zungen. Es meinte damals ein jeder, „daß sie mit seiner Sprache redeten", sie verstanden aber nur die Lobpreisung Gottes des Herrn und ahnten, daß Jesus vom Vater zum Herrn und Messias erhöht worden sei.

Danach zeugte Petrus von dem Herrn. Und „die sein Wort gerne annahmen, ließen sich taufen", die andern aber spotteten und hielten die Jünger für trunken. Die Gewißheit, daß wahr geworden sei am Tage von Pfingsten die Weissagung Joels: „Es spricht Gott der Herr, ich will ausgießen von meinem Geist auf alles Fleisch", und daß sie die Kraft des heiligen Geistes nach der Verkündung Jesu empfangen, erfüllte die Jünger und Gläubigen mit einem ungeheuren Mut, mit einer glühenden Flamme, sie hätten die Gnade Gottes empfangen — daß sie das Schwere leicht taten, woran alle Geschlechter nach ihnen gescheitert sind. Weil sie gewiß waren, mehr von Gott empfangen zu haben, als alle Güter der Erde wert sind, lösten sie ihre Sinne vom irdischen Gut und hielten alles gemein. Sie begründeten die schönste, edelste und sozialste Gemeinschaft auf Erden, die Gemeinschaft in Christo, dem Herrn, wie sie nachher nie mehr von Menschen geschaffen worden